

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	52 (1948-1949)
Heft:	3
 Artikel:	Vincenzas Tod : ein nachdenkliches Feuilleton aus dem Tessin : zum Allerseelentag
Autor:	Meinrad
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-664134

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bett liegt da, aber der heiße Sommer hat ihm alles Wasser geraubt. Kein Strählchen rinnt, kein Tröpflein blitzt auf. Die trockenen Steine möchten gerne ein Seelein bilden oder einen Aufenthalt für flinke Forellen. Gottlob! Dort aus dem Dunkel gesellt sich ein anderer Bach seinem größeren Bruder zu. Aber auch er ist verstummt. So mag es sein in den Wüsten tropischer Länder. Schön angelegte Brücklein und Stege führen mich in die zivilisierte Welt zurück, und nicht lange dauert es, beginnt es zu rauschen. Das Tal, der Bach ist erwacht, ein Wässerlein rinnt neben den Steinen dahin und hat es nicht eben eilig, den See zu erreichen. Glücklich, wem der hohe Sommer recht lange so eine Schattenwelt erhält. Linksherum, rechtsherum geht es in Kehren. Erfinderisch ist das Waldtal, wird enger und weiter, dehnt sich zu einem Wieslein und zieht sich wieder zusammen, während von oben ihm der blaue Himmel das Geleit gibt; aber gleich bilden die Wette wieder einen fühlen Gang.

Da plötzlich öffnet sich bei St. Joseph das Tobel. Eine Fabrik hat sich am Ausgang hingezetzt, und wieder brennt die Sonne unerbittlich hernieder. Die Asphaltstraße verwandelt sie

in einen glühenden Ofen. Ich spür's auf den Lippen, ich spür's in der Kehle. Ausgetrocknet sind sie wie oben der Bach. Aber gemach! Der See kann nicht weit sein. Da leuchtet schon der Spiegel herein beim Bahnhof in Schmerikon. Es ist Abend geworden. Ich bin am Ziel meiner Wänderung angelangt.

Und noch einmal fliegen meine Gedanken zurück, hinauf an den Faltigberg, wo die Kranken auf ihren Stühlen liegen, wo ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert gelegen habe.

Die Hoffnung muß man nie aufgeben, hab ich gelernt. Der Zukunft muß man vertrauen, und gute Geduld ist manchem mehr wert als eine ganze Apotheke. Die Natur ist immer noch der beste Heilkünstler gewesen. Wenn sie dem Kranken nicht die Treue hält, versagen die besten Ratschläge des Arztes.

Sie hat mich unter ihre Fittiche genommen.

Erinnerungen! Wie wohl haben sie mir heute getan. Mit ihren geheimsten Kräften werden sie mir noch manche Schatten auswischen, die aufsteigen wollen, und jung werden sie mein Herz erhalten, über alle Jahre hinweg, die mir noch beschieden sind.

Vincenzas Tod

Ein nachdenkliches Feuilleton aus dem Tessin

Zum Allerseelentag

„Se, wie herzig! Nein, wie romantisch!“ Solche und ähnliche Ausrufe haben wir dutzende Male gehört, wenn ein paar Ferienwanderer das schmale Weglein herunterkamen und das abseits des stillen Tessiner Bergdorfes gelegene uralte Steinhäuschen, in dem die alte Vincenza wohnte, erblickten. Ferienwanderer im Tessin haben die Eigenheit, daß sie nur bei schönem Wetter und in der schönen Jahreszeit spazieren gehen — und so konnten die Passanten das Häuschen der Vincenza, wenn es so mitten im Sonnenschein am Hang lag, mit Recht romantisch finden. Meistens kam die Vincenza, vom Getrappel der Vorbeimarschierenden angelockt, auch unter die Haustüre, schaute ihnen nach und

lud sie, wenigstens vor dem Krieg, da der Kaffee noch nicht rar war, zu einer Tasse Kaffee ein. Denn sie war ja in dem einsamen Haus ganz allein, die nächsten Nachbarn waren den Sommer über mit dem Vieh in den Alpen und kamen erst anfangs Dezember zurück.

Im Winter allerdings war das Häuschen weniger romantisch. In der dunklen ruhigen Küche zu ebener Erde vermochte das kümmerliche Kaminfeuer die Eisblumen tage- und wochenlang nicht von den zwei kleinen Fenstern zu schmelzen; die Schlafkammer über der Küche war überhaupt nicht heizbar. Was Wunder, wenn Vincenza im Laufe der Jahre gichtig wurde und über geschwollene Hände, Füße und

Knie zu klagen hatte? Aber aus ihrem Häuschen ließ sie sich nicht vertreiben. Immer wenn der Winter heranrückte, riet man ihr, ins Ricovero im Dorf zu ziehen; dort habe sie ein warmes Zimmer und gutes Essen. Aber Vincenza weigerte sich beharrlich: „In Ricovero würde ich sterben“, sagte sie. (In Wirklichkeit war sie einmal dort als Patientin — und war von Schwestern — einmaliges Erlebnis ihres Daseins — gebadet worden!)

Wer etwa einer Einladung Vincenzas zu einer Tasse Kaffee folge leistete, dem zeigte sie mit Stolz zwei vergilzte Photos ihrer Brüder, des Carlo und des Felice, die beide in jungen Jahren nach Kalifornien ausgewandert waren. Sie haben es drüber zu einem netten Geschäft gebracht, die beiden, jeder zu einem Auto, zu einem hübschen Haus. Über sie sind ledig geblieben, wie zu Hause die Vincenza. Ein menschenlebenlanger Aufenthalt in Amerika hat aus den beiden Tessiner Bauernbuben nicht nur „misters“ gemacht, sondern ihren Gesichtern auch den unverfälschten Yankeestempel „made in USA“ aufgedrückt.

Wenn sie auch ein halbes Jahrhundert nie zurückgekommen sind und wohl nie mehr zurückkommen werden, die Schwestern in der Heimat haben sie nie vergessen. Immer kam von Zeit zu Zeit — von der Kriegszeit abgesehen — ein Brief von den „Salmina Bros.“ an die „Miz Vincenza Salmina“; neben den Nachrichten über den Gang der Ereignisse, über Gesundheit, Geschäft usw. enthielt er regelmäßig ein paar Dollars, aus denen Vincenza ihre kleinen Auslagen für Kaffee, Polenta, Brot, Holz und Licht bestreiten konnte. So ein Briefumschlag mit den amerikanischen Marken, der Firma der Absender „Salmina Bros.“ und der Adressatin „Miz Vincenza Salmina“ mutete direkt wie ein ethnographisches Dokument an, eine eindrucksvolle Illustration zum größten Problem unseres Südkantons, zum Problem der Auswanderung.

Nun sind die beiden Brüder drüber in Kalifornien alt geworden, über siebzig der eine, fünfundsechzig der andere.

Und in den ersten Tagen des Januar haben wir die alte, 75jährige Vincenza an einem

bitterkalten Vormittag auf dem Dorffriedhof begraben. Sie war nicht eigentlich krank gewesen, bloß schwach. Die Winterkälte hatte ihr diesmal besonders zugesetzt; es wurde trotz des Feuers im Kamin kaum ein paar Grad wärmer in der Küche. Ein paar entfernte Verwandte im Dorf hatten sie endlich dazu zu überreden vermocht, für die schlimmste Zeit ins Ricovero zu übersiedeln. Schweren Herzens entschloß sich Vincenza dazu. Ihre Großnichte holte sie am Morgen ab. Traurig schloß Vincenza die Haustür hinter sich ab und folgte langsam der Kina. Bei der letzten Wegbiegung, von der sie ihr Häuschen erblicken konnte, schaute sie sich noch einmal um. Schnee auf dem Dach, kein Rauch im Kamin. „Ob ich dich wiedersehen werde?“ dachte Vincenza. Sie schlepppte sich das Sträfchen hinan. Einige Schritte hinter ihr kamen zwei Bauernburschen, die ein Kalb zum macellaio brachten. Plötzlich wird Vincenza seltsam müde; sie stützt sich auf ihren Stock, steht still, um etwas zu verschaffen. Es schwindelt ihr, sie wanzt. Einer der Burschen kommt gerade rechtzeitig, um sie aufzufangen. Sie läßt den Kopf sinken, röhrt leise — und ist tot. Sie kam nicht mehr ins Ricovero. Man trug sie in ihre Kammer zurück und bahrte sie dort auf.

„Die arme Vincenza ist gestorben“, ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf.

Altem Brauch gemäß hielten die nächsten Nachbarn die Nacht vor der Beerdigung bis zum Morgengrauen die Totenwache, die Maria von nebenan, der Giuseppe und Sohn, der Elvezio.

Nach dem ersten Rosenkranz rieben sich die vier Nachtwächter in der kalten Totenkammer die noch kälteren Hände. „Gehen wir einen Augenblick in die Küche hinunter, um uns zu wärmen,“ schlug Giuseppe vor. Man warf einen scheuen Blick auf die Tote; sie lag mit friedlichen Zügen da und im Schein des Oelflämmchens auf dem Betstuhl schien ein zustimmendes Lächeln über ihre Züge zu gleiten. „Hm“, meinte Elvezio nach einer Weile, nachdem er sich die Hände am Feuer gewärmt hatte, „bis morgen früh ist's noch lange.“ Er räusperte sich und schlug dann zögernd vor: „Wie wär's mit einem Kartenspiel? Aus dem Gewinn kann der Pfarrer für die Vincenza Messen lesen, das nützt viel

mehr, als wenn wir für sie beten.“ Maria protestierte, aber ihr Protest ging im Beifallsgemurmel der Männer unter; es wurde ihr geraten, sich die Zeit bis zum Morgen mit Stricken zu vertreiben. Sicher haben die drei der alten Vincenza einen bessern Platz im Himmel erjaßt.

Am Tag nach der Beerdigung kam ein Mitglied des Gemeinderates und verschloß das Häuschen von Amtes wegen. Die paar Habeseligkeiten werden die Kosten der Beerdigung und die Bemühungen der Gemeinde decken. Für die Brüder in Amerika gibt's nichts zu erben.

Da sie übrigens ihrerseits als Junggesellen ihre Tage beschließen werden, nimmt ja auch drüben der Staat alles Vermögen zu väterlichen Händen, so daß man diesseits und jenseits des großen Balches quitt bleibt. Bloß das Häuschen bleibt geschlossen, leer und verlassen, wird mit der Zeit verfallen und dann vielleicht noch „romantischer“ aussehen ...

Auf dem statistischen Amt in Bellinzona macht ein Beamter in der Spalte „Bevölkerungsrückgang“ einen kleinen, alltäglichen Vermerk.

Meinrad

Die Feder des Friedens

Von Friedrich Lorenz

An diesem Tage, dem 17. Oktober des Jahres 1748, behandeln die Herren Aachener Stadtschreiber auch das belangloseste Aktenstück mit ehrfürchtigem Respekt; sie fühlen es: auch das bedeutungsloseste Schriftstück, das heute durch ihre Hände geht, schaltet sie schon um des Datums willen, das es trägt, in den Bauherkreis welthistorischen Geschehens ein. Und wie jeder Schuß aus seinem Gewehr dem Soldaten das Bewußtsein gibt, am Siege seiner Armee mitgewirkt zu haben, so dünnen die Aachener Ratschreiber sich an diesem Tage durch jeden Strich ihrer Gänsekiele zu Drahtziehern der Weltgeschichte geadelt. Ein großes Fegefeuer und Raunen und Wichtigtum herrscht im Aachener Stadthause, dessen großer Saal zur morgigen Kongresssitzung festlich gerüstet wird.

Die ganze Stadt ist auf den Beinen, um die Gesandten der Nationen jubelnd zu empfangen, die in ihren Galareisewagen durch das Tor einfahren und von vornehmen Bürgern der Stadt nach ihren Quartieren geleitet werden. Feder Straßenjunge weiß Bescheid, welcher der Gesandte der Maria Theresia ist und welcher der ihres großen Gegenspielers, des Preußenkönigs,

wer den fünfzehnten Ludwig vertritt und wer die Baronin Elisabeth, den König von Sizilien oder den von England, den Spanier Ferdinand VI. oder den Bayern Maximilian III. Joseph. Fahnen wehen, Trompeten schmettern. Aachen begrüßt die Delegierten der Mächtigen einer Welt, die sich wieder einmal tüchtig in den Haaren gelegen ist.

An diesem Tage will es nicht Abend werden. Als die Sonne gesunken ist, brandet das Lichtermeer von Tausenden von Fackeln auf; als die Stimmen des Tages schweigen, beginnt allerorten das Kreischen der Fiedeln, das Singen und Lärmen einer herausfuchten Menge durch die Straßen der alten Stadt.

Durch das kleine Fenster seiner Wohnstube blickt der Aachener Ratsdiener Johannes Janßen auf das bewegte Treiben hinab. Sein Weib, das vorhin die Reste des Abendbrotes vom Tisch geräumt hat, tritt nun zu ihm und betrachtet verwundert den fast feierlichen Ausdruck im Antlitz ihres Ehemanns.

„Was soll's, Hannes?“ fragt sie unwillkürlich.

„Frieden!“ sagt der Ratsdiener.